Leseprobe aus:

Piper Kerman

Orange Is the New Black

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Piper Kerman

ORANGE IS THE NEW BLACK

Mein Jahr im Frauenknast

Aus dem Englischen
von Kathrin Bielfeldt und
Jürgen Bürger

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Februar 2015
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011 bei
Spiegel & Grau/Random House, Inc., New York, unter dem Titel
«Orange is the New Black. My Year in a Women's Prison»
Copyright © 2010, 2011 by Piper Kerman
All rights reserved
Pablo Neruda, «Liebesgedicht No. 10», aus «Liebesgedichte».
© Luchterhand Literaturverlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Übersetzung Fritz Vogelsang
Lektorat Tobias Schumacher-Hernández
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
Illustration FinePic, München
Satz Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 62880 1

Für Larry

Für meine Mutter und meinen Vater

Und für Pop

Ring the bells that still can ring
Forget your perfect offering
There is a crack, a crack in everything
That's how the light gets in.

– «Anthem» von Leonard Cohen

Inhalt

Vorwort der Autorin 11
Kapitel 1: **Are You Gonna Go My Way?** 13
Kapitel 2: **Ein Augenblick, und alles ist anders** 29
Kapitel 3: **#11187–424** 50
Kapitel 4: **Orange is the New Black** 74
Kapitel 5: **Hinunter in den Kaninchenbau** 99
Kapitel 6: **Hochspannung** 119
Kapitel 7: **Besuchszeit** 140
Kapitel 8: **Damit die Bitches neidisch sind** 153
Kapitel 9: **Mütter und Töchter** 172
Kapitel 10: **Lehrstunde für den Original Gangsta** 194
Kapitel 11: **Ralph Kramden und der Marlboro Man** 213
Kapitel 12: **Nackt** 228
Kapitel 13: **Fünfunddreißig und noch am Leben** 248
Kapitel 14: **Oktober-Überraschungen** 268
Kapitel 15: **Schräg drauf** 286
Kapitel 16: **Gute Führung** 312
Kapitel 17: **Dieseltherapie** 331
Kapitel 18: **Es geht immer noch schlimmer** 356
Nachwort 378
Danksagung 382

Vorwort der Autorin

Bei diesem Buch handelt es sich um meine eigenen Erinnerungen und Erfahrungen. Sämtliche Namen (und in einigen Fällen auch Unterscheidungsmerkmale) der Menschen, die in den Gefängnissen lebten und arbeiteten, in denen ich einsaß, wurden geändert, um ihre Privatsphäre zu schützen. Die einzigen Ausnahmen sind Schwester Ardeth Platte und Alice Gerard, die mir freundlicherweise erlaubten, ihre richtigen Namen zu benutzen.

Kapitel 1

ARE YOU GONNA GO MY WAY?

Die Gepäckausgabe am Brüsseler Flughafen war groß und luftig, und es gab diverse sich endlos drehende Gepäckbänder. Ich hastete von einem zum anderen, in dem verzweifelten Versuch, meinen schwarzen Koffer zu finden. Denn der war vollgestopft mit Drogengeld. Weswegen mich der Verlust des Koffers auch mehr beunruhigte, als man sich normalerweise um verlorenes Gepäck sorgt.

1993 war ich vierundzwanzig Jahre alt und sah wahrscheinlich aus wie jede andere junge Geschäftsfrau. Von meinen Doc Martens hatte ich mich zugunsten wunderschöner, schwarzer Wildleder-High-Heels getrennt. Ich trug schwarze Seidenhosen und ein beigefarbenes Sakko, eine typische *jeune fille*, total unauffällig, außer man erspähte das Tattoo auf meinem Nacken. Ich hatte mich exakt an die Anweisungen gehalten und mein Gepäck in Chicago über Paris eingecheckt, wo ich für den kurzen Flug nach Brüssel in eine andere Maschine umsteigen musste.

Als ich in Brüssel ankam, hielt ich an der Gepäckausgabe Ausschau nach dem schwarzen Trolley. Er war nirgends zu sehen. Die aufsteigende Panik unterdrückend, erkundigte ich mich in meinem stümperhaften Schulfranzösisch nach dem Verbleib des Koffers. «Manchmal schaffen es Gepäckstücke nicht auf den richtigen Flug», sagte der große, ungehobelte Kerl in der Gepäckabfertigung. «Warten Sie auf den nächsten Shuttle aus Paris – er ist wahrscheinlich in der Maschine.»

War mein Koffer entdeckt worden? Ich wusste, dass es illegal war, mehr als 10 000 Dollar einzuführen, ohne es zu deklarieren, ganz abge-

sehen davon, dass es von einem westafrikanischen Drogenboss stammte. Waren die Behörden mir bereits auf den Fersen? Vielleicht sollte ich versuchen, durch den Zoll zu kommen, und dann fliehen? Vielleicht kam der Koffer aber tatsächlich nur verspätet, und ich würde eine riesige Geldsumme im Stich lassen, die jemandem gehörte, der mich mit einem Telefonanruf liquidieren lassen könnte. Ich entschied, dass diese Möglichkeit die etwas furchterregendere Option war. Also wartete ich.

Schließlich traf die Maschine aus Paris ein. Ich tänzelte zu meinem neuen «Freund» von der Gepäckabfertigung hinüber, der gerade beim Sortieren war. Ich erblickte den Trolley. «*Mon* Koffer!», rief ich verzückt und schnappte mir den Tumi. Ich dankte ihm überschwänglich und winkte wild und freudig, während ich auch schon durch die unbewachten Türen ins Terminal segelte, wo ich meinen Freund Billy erblickte, der auf mich wartete. Unbeabsichtigt hatte ich mir so den Zoll geschenkt.

«Ich habe mir schon Sorgen gemacht. Was war los?», fragte Billy.

«Besorg mir ein Taxi!», zischte ich.

Erst als wir den Flughafen verlassen hatten und durch Brüssel fuhren, atmete ich durch.

Meine Abschlussfeier am Smith College im Jahr zuvor fand an einem perfekten, neuenglischen Frühlingstag statt. Im sonnengesprenkelten Innenhof jaulten die Dudelsäcke, und Ann Richards, die Gouverneurin von Texas, forderte meine Kommilitonen und mich auf, hinaus in die Welt zu ziehen und allen zu beweisen, was für tolle Frauen wir waren. Meine Familie war stolz und strahlte, als ich mein Examen entgegennahm. Meine frisch geschiedenen Eltern benahmen sich vorbildlich; meine vornehmen Südstaaten-Großeltern waren höchst erfreut, ihr ältestes Enkelkind mit Doktorhut und umrahmt von WASPs – weißen angelsächsischen Protestanten – und Elitestudenten zu sehen, und mein kleiner Bruder langweilte sich zu Tode. Meine besser organisier-

ten und zielorientierteren Kommilitoninnen würden jetzt ein Aufbaustudium anschließen oder Praktika bei gemeinnützigen Unternehmen absolvieren. Oder sie zogen zurück nach Hause – nicht weiter ungewöhnlich während der ersten Rezession unter Bush.

Ich allerdings blieb in Northampton, Massachusetts. Ich hatte mein Examen in Theaterwissenschaften gemacht, sehr zum Leidwesen meines Vaters und Großvaters. Ich kam aus einer Familie, in der Bildung einen hohen Stellenwert hatte. Wir waren ein Clan von Doktoren, Rechtsanwälten und Lehrern, dazwischen auch die eine oder andere Krankenschwester, ein Dichter oder Richter. Nach vier Jahren Studium fühlte ich mich immer noch wie ein Dilettant, unqualifiziert und unmotiviert für ein Leben am Theater, aber ebenso wenig hatte ich einen Plan B, wie in die Forschung zu gehen, Karriere zu machen oder – die super Alternative, wenn sonst nichts geht – ein Jurastudium.

Ich war nicht faul. Ich hatte neben dem College immer hart gearbeitet, in Restaurants, Bars und Nachtclubs, und mit Schweiß, Humor und der Bereitschaft, Doppelschichten zu schieben, stets die Sympathie meiner Vorgesetzten und Kollegen gewonnen. Diese Jobs und diese Menschen passten besser zu mir als viele der Leute, die ich am College kennengelernt hatte. Ich war froh, mich für das Smith entschieden zu haben, einem College voller intelligenter und dynamischer Frauen. Doch mit dem, was qua Geburt und Herkunft von mir verlangt wurde, war ich durch. Ich hatte mich unter dem sicheren Mäntelchen des Smith gewärmt, hatte mit Ach und Krach mein Examen geschafft und sehnte mich nun danach, neue Erfahrungen zu machen und Dinge auszuprobieren. Es war Zeit für mich, mein eigenes Leben zu leben.

Ich war eine gut ausgebildete junge Lady aus Boston mit einem großen Hunger nach Gegenkultur und ohne einen klaren Plan. Aber ich hatte auch keine Ahnung, was ich mit all meiner aufgestauten Abenteuerlust anfangen sollte oder wie ich mein Verlangen nach Nervenkitzel in etwas Produktives umwandeln sollte. Ich hatte keinen Hang zur

Wissenschaft und zu analytischem Denken – ich wollte Kunst und Leidenschaft. Zusammen mit einer anderen frischgebackenen Theaterwissenschaftlerin und ihrer verrückten Künstler-Freundin gründete ich eine Wohngemeinschaft und nahm einen Kellnerjob in einer Hausbrauerei an. Ich freundete mich mit den anderen Kellnern, Barkeepern und Musikern an, alle gleichermaßen im heiratsfähigen Alter und alle ständig in Schwarz gekleidet. Wir arbeiteten, wir gaben Partys, wir sprangen nackt in Pools oder gingen rodeln, wir vögelten und manchmal verliebten wir uns. Wir ließen uns Tattoos stechen.

Ich genoss alles, was Northampton und das umgebende Pioneer Valley zu bieten hatte. Ich joggte kilometerweit auf einsamen Landstraßen, lernte, ein Dutzend Bierkrüge steile Treppen hinaufzuschleppen, gab mich unzähligen kleinen romantischen Sünden mit knackigen Mädels und Jungs hin und machte den ganzen Sommer und Herbst über an meinen freien Tagen Ausflüge an den Strand von Provincetown.

Als der Winter einsetzte, wurde ich unruhig. Meine Freunde vom College erzählten von ihren Jobs und ihren Leben in New York, Washington oder San Francisco, und ich fragte mich, was zum Teufel ich eigentlich machen sollte. Ich wusste, dass ich nicht mehr nach Boston zurückkehren würde. Ich liebte meine Familie, doch die Nebenwirkungen der Scheidung meiner Eltern waren etwas, dem ich komplett aus dem Weg gehen wollte. Im Rückblick wäre ein Eurorail-Ticket oder ein freiwilliges soziales Jahr in Bangladesch eine gute Idee gewesen, doch irgendwie blieb ich im Valley hängen.

In unserem Bekanntenkreis gab es eine Clique unglaublich stilvoller und cooler Lesben. In Gegenwart dieser weltgewandten und intellektuellen älteren Frauen – sie waren alle Mitte dreißig – fühlte ich mich immer ausgesprochen schüchtern, doch als mehrere von ihnen bei mir nebenan einzogen, freundeten wir uns an. Eine von ihnen war aus dem Mittleren Westen, Nora Jansen. Sie hatte eine Reibeisenstimme und einen sandbraunen Lockenschopf. Sie war klein und sah

ein wenig aus wie eine französische Bulldogge oder vielleicht auch wie ein weiße Eartha Kitt. Alles an ihr war seltsam – ihre affektierte, spöttische, heisere Stimme, die Art, wie sie den Kopf schief legte und einen mit leuchtend braunen Augen unter ihrem Haarschopf hervor ansah, und selbst die Art, wie sie ihre obligatorische Zigarette hielt, das Handgelenk abgeknickt, bereit zur großen Geste. Sie hatte eine spielerische, aufmerksame Art, jemanden aus der Reserve zu locken, und wenn sie sich einem zuwandte, meinte man sofort, sie würde einen gleich in einen Insiderwitz einweihen. Nora war die einzige aus dieser Gruppe älterer Frauen, die mir überhaupt Beachtung schenkte. Es war nicht direkt Liebe auf den ersten Blick, aber in Northampton war sie für eine 22-Jährige, die versessen war auf Abenteuer, eine höchst faszinierende Person.

Und dann, im Herbst 1992, war sie auf einmal fort.

Nach Weihnachten tauchte sie wieder auf. Nun mietete sie sich eine eigene große Wohnung, eingerichtet mit nagelneuen Arts-and-Craft-Möbeln und einer irren Stereoanlage. Alle anderen, die ich kannte, hockten mit ihren Mitbewohnern auf Secondhand-Sofas, während sie sehr auffällig mit Geld um sich schmiss.

Nora lud mich auf einen Drink ein, nur wir beide, und das war etwas Neues. Hatte ich ein Date? Womöglich schon, denn sie nahm mich mit in die Bar des Hotels Northampton, was in dieser Gegend einer schicken Hotellounge am nächsten kam, alles blassgrün gestrichen, und überall weiße Rankgitter-Verzierungen. Nervös bestellte ich eine Margarita mit Salzrand, woraufhin Nora eine Augenbraue hob.

«Etwas kühl für eine Marge, oder?», kommentierte sie und bestellte einen Scotch.

Schon richtig, die Januarwinde machten den Westen von Massachusetts wenig einladend. Ich hätte etwas Dunkles in einem kleineren Glas bestellen sollen – meine eisige Margarita kam mir jetzt lächerlich kindisch vor.

«Was ist das?», fragte sie und zeigte auf die kleine Metalldose, die ich auf den Tisch gelegt hatte.

Die Dose war gelb und grün und enthielt ursprünglich Zitronen-Pastillen. Auf dem Deckel schaute Napoleon westwärts, erkennbar an seinem Dreispitz und den goldenen Epauletten. Die Dose hatte ich von einer ehemaligen Kommilitonin vom Smith, die sie als Portemonnaie benutzt hatte. Sie war im letzten Semester gewesen, die coolste Person, die ich je kennengelernt hatte. Sie hatte die Kunstakademie besucht, wohnte nicht auf dem Campus, war ironisch, neugierig, freundlich und superlässig, und eines Tages, als ich die Dose bewunderte, hatte sie sie mir geschenkt. Sie hatte die perfekte Größe für eine Packung Zigaretten, den Führerschein und einen Zwanziger. Als ich versuchte, Geld aus meiner geliebten Blechdose zu ziehen, um die Runde zu bezahlen, winkte Nora ab.

Ich fragte sie, wo sie die ganzen letzten Monate gewesen wäre, und Nora musterte mich einmal von Kopf bis Fuß. Ruhig erklärte sie mir, sie sei über einen Freund ihrer Schwester, der «Beziehungen» hatte, in einen Drogenschmugglerring eingestiegen und hätte sich in Europa aufgehalten, wo sie von einem amerikanischen Kunsthändler, der ebenfalls über «Beziehungen» verfügte, eine formale Einweisung in die Sitten und Gebräuche der «Unterwelt» bekam. Sie hatte Drogen in dieses Land geschmuggelt und war für ihre Arbeit großzügig entlohnt worden.

Ich war völlig sprachlos. Warum erzählte mir Nora das? Was, wenn ich zur Polizei ging? Ich bestellte einen weiteren Drink, war mir fast sicher, dass Nora sich das Ganze nur ausgedacht hatte und dass es die bescheuertste Anmache überhaupt war.

Ich war Noras jüngerer Schwester einmal zuvor begegnet, als sie zu Besuch kam. Sie hieß Hester, stand auf Okkultismus und hinterließ, wo sie auftauchte, eine Spur von Zaubersprüchen und gefedertem Schmuck aus Hühnerknochen. Ich fand, sie war nur eine heterosexuelle Wicca-

Version ihrer Schwester, doch offensichtlich war sie die Geliebte eines westafrikanischen Drogenbosses. Nora schilderte, wie sie mit Hester nach Benin geflogen war, um den Drogenboss kennenzulernen, der Alaji hieß und enorme Ähnlichkeit mit MC Hammer hatte. Sie war sein Gast sowie Zeugin und Teilnehmerin von Zeremonien eines «Medizinmanns» und wurde nun als seine Schwägerin angesehen. Es hörte sich alles finster, scheußlich, furchterregend und wild an – und unvorstellbar aufregend. Ich konnte es kaum fassen, dass sie, die Hüterin so vieler schrecklicher und verlockender Geheimnisse, mich ins Vertrauen zog.

Es war, als hätte Nora mich an sich gebunden, indem sie mir ihre Geheimnisse anvertraute, und ein zartes Liebeswerben begann. Niemand würde Nora eine klassische Schönheit nennen, aber sie besaß Witz und Charme im Überfluss, und alles gelang ihr scheinbar mühelos. Und es war schon immer so, dass ich auf zielstrebige Menschen ansprang. Ihre Verführung war beides, unnachgiebig und geduldig.

Im Verlauf der folgenden Monate kamen wir uns erheblich näher, und ich erfuhr, dass eine ganze Reihe Typen aus dem Ort, die ich kannte, heimlich für sie arbeiteten, was ich irgendwie beruhigend fand. Ich war hingerissen von dem verbotenen Abenteuer, das Nora darstellte. Wenn sie sich für längere Zeit in Europa oder Südostasien aufhielt, zog ich quasi in ihr Haus ein und kümmerte mich um ihre geliebten Katzen Edith und Dum-Dum. Sie rief zu unmöglichen Uhrzeiten vom anderen Ende des Globus an, um sich nach ihren Kätzchen zu erkundigen, und es klickte und zischelte in der Leitung wegen der großen Entfernung. Das alles behielt ich für mich – selbst als ich den Fragen meiner bereits neugierigen Freunde ausweichen musste.

Da die Geschäfte außerhalb der Stadt abgewickelt wurden, war der Drogenhandel für mich eine vollkommen abstrakte Angelegenheit. Ich kannte niemanden, der Heroin nahm, und das Leid der Abhängigkeit war nichts, worüber ich auch nur nachdachte. An einem Frühlingstag kehrte Nora mit einem nagelneuen weißen Mazda MX5 Cabriolet und

einem Koffer voller Geld zurück. Sie schüttete das Geld auf dem Bett aus und wälzte sich nackt und kichernd darin herum. Es war ihre bis dato höchste Auszahlung. Schon bald kurvte ich in dem Mazda durch die Gegend, während Lenny Kravitz aus dem Tapedeck schallte und wissen wollte, ob ich in seine Richtung fuhr: «Are You Gonna Go My Way?»

Trotz (oder vielleicht gerade wegen) der bizarren Romanze zwischen mir und Nora wusste ich, dass ich Northampton verlassen und etwas unternehmen musste. Meine Freundin Lisa B. und ich hatten unsere Trinkgelder gespart und beschlossen, in der Brauerei zu kündigen und am Ende des Sommers nach San Francisco zu gehen. (Lisa wusste nichts von Noras geheimen Aktivitäten.) Als ich Nora davon erzählte, erwiderte sie, wahnsinnig gern ein Apartment in San Francisco besitzen zu wollen, und machte den Vorschlag, rüberzufliegen und auf Wohnungssuche zu gehen. Ich war erstaunt, dass ihr offenbar so viel an mir lag.

Wenige Wochen vor meiner Abreise aus Northampton erfuhr Nora, dass sie nach Indonesien zurückkehren musste. «Warum kommst du nicht mit und leistest mir Gesellschaft?», schlug sie vor. «Du musst nichts tun, kannst einfach nur abhängen.»

Ich hatte die Vereinigten Staaten noch nie verlassen. Obwohl ich eigentlich in Kalifornien mein neues Leben beginnen wollte, war diese Chance einfach unwiderstehlich. Ich suchte ein Abenteuer, und Nora bot mir eines an. Den Typen aus Northampton, die mit ihr als Laufburschen zu exotischen Orten rund um die Welt gereist waren, war nie etwas Schlimmes passiert – vielmehr kehrten sie mit Wahnsinnsgeschichten zurück, die überhaupt nur eine auserlesene Gruppe zu hören bekam. Ich argumentierte ganz rational, dass es ja nicht schaden konnte, Nora Gesellschaft zu leisten. Sie gab mir Geld für ein Ticket von San Francisco nach Paris und erklärte, am Schalter von Garuda Air auf dem Flughafen Charles de Gaulle würde ein Ticket nach Bali auf mich warten. So einfach war das.

Nora tarnte ihre illegalen Aktivitäten damit, dass sie und ihr Komplize, ein ziegenbärtiger Kerl namens Jack, ein Kunst- und Literaturmagazin herausbringen wollten – fragwürdig, aber ausreichend vage. Als ich meinen Freunden und meiner Familie erklärte, ich zöge nach San Francisco und würde für das Magazin arbeiten und viel reisen, waren alle, was den Job betraf, gleichermaßen überrascht wie misstrauisch, doch ich wimmelte ihre Fragen ab und umgab mich mit der Aura der Geheimnisvollen. Als ich mit meiner besten Freundin Lisa Northampton verließ und Richtung Westen fuhr, fühlte ich mich, als würde ich endlich mein eigenes Leben beginnen. Ich war zu allem bereit.

Lisa und ich wechselten uns mit Schlafen und Fahren ab und fuhren praktisch ohne Unterbrechung von Massachusetts bis zur Grenze von Montana. Mitten in der Nacht hielten wir an einem Rastplatz, wo wir am nächsten Morgen von einem unglaublichen goldenen Sonnenaufgang geweckt wurden. Ich konnte mich nicht erinnern, schon mal so glücklich gewesen zu sein. Nachdem wir eine Weile unter dem weiten Himmel Montanas herumgetrödelt hatten, düsten wir weiter durch Wyoming und Nevada, bis wir schließlich über die Bay Bridge nach San Francisco hineinglitten. Ich musste meinen Flug erwischen.

Was würde ich für meine Reise nach Indonesien benötigen? Ich hatte nicht die geringste Ahnung. Also packte ich in eine kleine L. L. Bean-Reisetasche eine schwarze Seidenhose, ein ärmelloses Kleid, eine abgeschnittene Jeans, drei T-Shirts, eine rote Seidenbluse, einen schwarzen Minirock, meine Laufsachen und ein Paar schwarzer Cowboystiefel. Ich war so aufgeregt, dass ich glatt vergaß, einen Badeanzug einzupacken.

Nach der Ankunft in Paris ging ich schnurstracks zum Garuda-Schalter, um mein Ticket nach Bali abzuholen. Es war nichts für mich hinterlegt. Stinksauer setzte ich mich erst einmal in ein Flughafenrestaurant, bestellte mir einen Kaffee und überlegte, was als Nächstes zu tun war. Handys und E-Mail lagen damals noch in weiter Ferne, und ich hatte keinen Schimmer, wie ich Nora erreichen sollte. Ich vermu-

tete, irgendetwas musste unterwegs schiefgelaufen sein. Schließlich stand ich auf, ging zu einem Zeitungsstand, kaufte einen Stadtführer von Paris und suchte mir ein billiges Hotel heraus, das zentral im 6. Arrondissement lag. (Meine Kreditkarte hatte ein ziemlich niedriges Limit.) Von meinem kleinen Zimmer aus blickte ich über die Dächer von Paris. Ich rief Jack an, Noras alten Freund und jetzigen Geschäftspartner in den Staaten. Jack war herablassend, arrogant und besessen von Prostituierten – also niemand, den ich besonders schätzte.

«Ich bin in Paris gestrandet. Nichts von dem, was Nora mir erzählt hat, stimmt. Was soll ich jetzt machen?», fragte ich ihn.

Jack war offensichtlich genervt, entschied jedoch, dass er mich nicht mir selbst überlassen konnte. «Geh und such eine Western-Union-Filiale. Ich überweise dir morgen Geld für ein Ticket.»

Die Überweisung ließ mehrere Tage auf sich warten, doch das störte mich nicht. Begeistert durchstreifte ich Paris und sog alles auf wie ein Schwamm. Neben den meisten französischen Frauen wirkte ich wie ein Teenager, deshalb kaufte ich mir eine wunderschöne, grobe schwarze Häkelstrumpfhose, die ich zu meinen Doc Martens und dem Minirock trug. Es war mir egal, ob ich Paris je wieder verließ. Ich war mutterseelenallein … und im siebten Himmel.

Als ich nach dem vierzehnstündigen Flug von Paris nach Bali aus der miefenden Maschine stieg, war ich überrascht, meinen früheren Brauereikollegen Billy zu sehen, der mit einem breiten Grinsen auf seinem sommersprossigen Gesicht alle Indonesier überragte. Billy wäre gut und gern als mein Bruder durchgegangen, mit seinen rotblonden Haaren und den strahlend blauen Augen. «Nora wartet in der Hotelanlage auf uns. Du wirst es hier lieben!», sagte er. Mit Nora in unserem luxuriösen Zimmer wiedervereint, fühlte ich mich ihr gegenüber gehemmt in dieser ungewohnten Umgebung. Doch sie verhielt sich, als wäre alles vollkommen normal.

Bali war eine einzige Orgie: Tage und Nächte voller Sonnenbaden, Trinken und Tanzen mit Nora und ihrer Crew schwuler Jungs, jedem hübschen Einheimischen, der uns helfen wollte, Geld auszugeben, und jungen Europäern und Australiern, die wir in den Clubs am Strand von Kuta kennenlernten. Ich ging zu den Straßenhändlern, um mir einen Bikini und einen Sarong zu kaufen, feilschte um geschnitzte Masken und Silberschmuck, schlenderte durch die Gassen von Nusa Dua und unterhielt mich mit den freundlichen Einheimischen. Ausflüge zu Tempeln, Parasailing und Tauchen gehörten auch zum Unterhaltungsprogramm. Den balinesischen Tauchlehrern gefiel der juwelenbesetzte, elegante blaue Fisch mit den langen Finnen, den ich mir damals in Neuengland ins Genick hatte tätowieren lassen, und sie zeigten mir ihre eigenen Tattoos. Doch das Feiern wurde immer wieder von angespannten Telefonaten zwischen Nora und Alaji oder Nora und Jack unterbrochen.

Ihr Geschäftsmodell war simpel. Aus Westafrika ließ Alaji ausgewählte Leute in den Staaten wissen, dass er über «Kontrakte» für bestimmte Einheiten von Drogen verfügte (für gewöhnlich speziell angefertigte Koffer mit eingenähtem Heroin im Innenfutter), die dann an allen beliebigen Orten auf der Welt auftauchen konnten. Leute wie Nora und Jack (eigentlich Subunternehmer) arrangierten den Transport der Koffer in die Staaten, wo sie anonymen Abholern übergeben wurden. Es war ihre Sache, wie sie den Transport organisierten – Anwerbung von Kurieren, deren Ausbildung, wie sie unbemerkt durch den Zoll gelangen, die Bezahlung ihrer «Urlaubsreisen» und die Höhe ihres Lohns.

Nora und Jack waren nicht die Einzigen, mit denen Alaji arbeitete; tatsächlich konkurrierte Nora jetzt mit Jonathan Bibby, jenem «Kunsthändler», der sie für die Geschäfte mit Alaji ausgebildet hatte. Die Anspannung, unter der Nora zu stehen schien, hing von der Anzahl der zur Verfügung stehenden «Kontrakte» ab, ob sie und Jack sie erfüllen

konnten und ob die avisierten Drogen tatsächlich wie geplant eintrafen – alles Faktoren, die sich anscheinend von jetzt auf gleich ändern konnten. Der Job verlangte jede Menge Flexibilität und massenhaft Bargeld.

Wenn das Bargeld knapp wurde, schickte man mich, um in diversen Banken Geldüberweisungen von Alaji entgegenzunehmen – das war schon eine Straftat, was mir zu dem Zeitpunkt allerdings nicht klar war. Dann wurde ich mit einem solchen Auftrag nach Jakarta geschickt. Einer der Drogenkuriere fragte, ob er mich begleiten könne. Es war ein junger Schwuler aus Chicago, der schwer auf Gothic stand, sich aber anständig rausgeputzt hatte und nun aussah wie der perfekte Hipster. Das schicke Hotel langweilte ihn. Während der langen, heißen Fahrt durch die ausgedehnte Stadt waren wir wie gelähmt angesichts des Verkehrsinfarkts, der Käfige voller bellender Welpen, die am Straßenrand zum Kauf angeboten wurden, und der Gegensätze in dieser südostasiatischen Metropole. An einer Ampel lag ein Bettler auf der Straße und bat um Almosen. Seine Haut war fast schwarz von der Sonne, und er hatte keine Beine. Ich kurbelte mein Fenster herunter, um ihm ein paar Rupiah von den Hunderttausenden zu geben, die ich bei mir hatte.

Mein Begleiter schnappte nach Luft und versank in seinem Sitz. «Lass das!», rief er.

Empört und fassungslos sah ich ihn an. Unser Taxifahrer nahm mir die Scheine aus der Hand und reichte sie durch sein Fenster dem Bettler. Schweigend fuhren wir weiter.

Wir hatten massig Zeit totzuschlagen. In den Strandclubs auf Bali, den Militär-Billardhallen in Jakarta und in Nachtclubs wie dem Tanamur, bei denen es sich fast schon um Bordelle handelte, ließen wir Dampf ab. Nora und ich gingen shoppen und zur Kosmetik oder reisten in andere Teile Indonesiens – nur wir zwei. Wir vertrugen uns nicht immer gut.

Während eines Ausflugs nach Krakatoa engagierten wir einen Führer für eine Wanderung durch die Berge, die mit dichtem, feuchtem Dschungel überzogen waren. Es war heiß und schweißtreibend. An einem wunderschönen Flussbecken oberhalb eines gewaltigen Wasserfalls legten wir eine Mittagspause ein. Nachdem wir kurz nackt gebadet hatten, forderte mich Nora heraus – genauer gesagt, sie schlug eine Mutprobe vor: Es ging darum, den mindestens zehn Meter hohen Wasserfall herunterzuspringen.

«Ist schon mal jemand da runtergesprungen?», fragte ich unseren Führer.

«Oh ja, Miss», erwiderte er lächelnd.

«Hast du es auch schon mal gemacht?»

«Oh nein, Miss», antwortete er, immer noch lächelnd.

Was soll's, eine Mutprobe war eine Mutprobe. Nackt kletterte ich auf einen Felsen, der mir für den Absprung geeignet erschien. Der Wasserfall dröhnte. Weit unter mir sah ich das schäumende, dunkelgrüne Wasser. Ich hatte eine Scheißangst, und es kam mir auf einmal wie eine ziemlich blöde Idee vor. Doch der Felsen war glitschig, und als ich vergeblich versuchte, mich wie eine Krabbe zurückzuziehen, wurde mir klar, dass ich springen musste, denn es gab keinen anderen Weg. Ich sammelte all meine Kräfte, sprang vom Felsen ab in die Luft und kreischte laut, als ich tief in die grüne Schlucht unter mir stürzte. Lachend und aufgekratzt tauchte ich wieder auf. Minuten später folgte mir Nora laut brüllend nach.

Als sie auftauchte, schnappte sie nach Luft. «Du bist *verrückt*!»

«Du meinst, du hättest es nicht getan, wenn ich zu viel Angst gehabt hätte zu springen?», fragte ich erstaunt.

«Nie im Leben!», antwortete sie. Genau da und dort hätte ich begreifen müssen, dass man Nora nicht trauen konnte.

Indonesien bot eine scheinbar unendliche Bandbreite an Erfahrungen, doch allem haftete stets ein düsterer, bedrohlicher Beigeschmack

an. Ich hatte noch nie eine solche Armut gesehen wie in Jakarta und einen so unverhüllten Kapitalismus wie in den riesigen Fabriken oder im schleppenden Texanisch, das quer durch die Hotellobby dröhnte, wo die Manager der Ölgesellschaften sich besoffen. Man konnte eine höchst angenehme Stunde an der Bar verbringen und mit einem großväterlichen Briten über den Charme von San Francisco oder seine preisgekrönten Windhunde daheim im Vereinigten Königreich plaudern – und wenn man dann im Gehen seine Visitenkarte nahm, erklärte er ganz beiläufig, dass er ein Waffenhändler sei. Wenn ich in der Abenddämmerung mit dem Fahrstuhl aufs Dach des Jakarta Grand Hyatt fuhr und in dem dort angelegten üppigen Garten meine Runden drehte, dann konnte ich hören, wie der Gebetsruf des Muezzins von Moschee zu Moschee durch die ganze Stadt hallte.

Nach so vielen Wochen war ich sowohl traurig als auch erleichtert, mich von Indonesien zu verabschieden und in den Westen zurückzukehren. Ich hatte Heimweh.

Vier Monate meines Lebens reiste ich ständig mit Nora herum und kehrte von Zeit zu Zeit für ein paar Tage in die Staaten zurück. Unser Leben war atemlos und aufregend, und doch war es oft genug auch unendlich langweilig. Außer Nora Gesellschaft zu leisten, während sie mit ihren «Maultieren» – wie sie die Kuriere nannte – beschäftigt war, hatte ich wenig zu tun. Allein streifte ich durch die Straßen fremder Städte. Obwohl mittendrin, fühlte ich mich von der Welt abgekoppelt, wie ein Mensch ohne Ziel oder Zuhause. Das war nicht das Abenteuer, nach dem ich mich gesehnt hatte. Ich belog meine Familie, was so ziemlich jeden Aspekt meines Lebens betraf, und hatte meine adoptierte «Drogenfamilie» inzwischen gründlich satt.

Während eines kurzen Aufenthaltes in den Staaten, bei dem ich meine richtige und ausgesprochen misstrauische Familie besuchte, erreichte mich ein Anruf von Nora. Sie sagte, ich müsse mich dringend mit ihr in Chicago treffen. Der O'Hare Airport galt als «sicherer» Flug-

hafen, was immer das hieß, und war der Ort, über den die Drogen ins Land kamen. Wir trafen uns im Congress Hotel an der Michigan Avenue. *Was für eine Absteige*, dachte ich. Ich war das Mandarin Oriental gewöhnt. Nora erklärte kurz angebunden, dass ich für sie am nächsten Tag nach Brüssel fliegen und dort Geld abliefern solle. Sie müsse es für Alaji erledigen, und ich wiederum müsse es für sie erledigen. Sie hatte mich noch nie um etwas gebeten, aber jetzt tat sie es. Tief in meinem Inneren spürte ich, dass ich in genau eine solche Situation eingewilligt hatte und deshalb jetzt schlecht nein sagen konnte. Ich hatte Angst. Und sagte zu.

In Europa entwickelten sich die Dinge nicht gut. Es wurde immer schwieriger für Nora, die Geschäfte am Laufen zu halten, und sie ging große Risiken mit Kurieren ein, was ziemlich beängstigend war. Ihr Geschäftspartner Jack stieß in Belgien zu uns, und von da an ging es rapide bergab. Ich hielt ihn für gierig, lüstern und gefährlich. Und ich erkannte, dass Nora ihm weit mehr vertraute als mir.

Ich hatte Angst, fühlte mich beschissen und zog mich quasi in permanentes Schweigen zurück, als wir von Belgien in die Schweiz gingen. Während Nora und Jack Pläne schmiedeten, lief ich ganz allein mit einer Jammermiene durch Zürich. Ich sah mir drei Mal hintereinander «Das Piano» an und ließ mich dankbar in eine andere Zeit entführen, während ich den ganzen Film hindurch heulte.

Als Nora mir ohne Umschweife erklärte, dass ich Drogen für sie transportieren sollte, war mir klar, dass ich für sie keinen Wert mehr besaß, es sei denn, ich verdiente Geld für sie. Gehorsam «verlor» ich meinen Pass und erhielt einen neuen. Sie staffierte mich mit einer Brille, Perlen und hässlichen Slippern aus und versuchte vergeblich, das Fisch-Tattoo auf meinem Nacken mit Make-up abzudecken. Dann sollte ich mir einen konservativen Haarschnitt verpassen lassen. An einem kalten, verregneten Samstagabend stolperte ich auf der Suche nach einem Fri-

seur, der meine verwilderten, blonden Locken in etwas Präsentables umwandelte, triefnass in einen winzigen Salon. Es war inzwischen der fünfte, bei dem ich es probierte. Bei den vorherigen vier wurde mir ein frostiger Schweizer Empfang bereitet, doch nun begrüßte mich ein weicher, vertrauter Akzent: «Kann ich was für dich tun?»

Ich weinte fast, als ich den Typen sah – ein süßer Südstaaten-Kerl namens Fenwick, der aussah wie der Sänger Terence Trent D'Arby. Er nahm mir die nasse Jacke ab, gab mir einen heißen Tee und schnitt mir die Haare. Er war neugierig, aber freundlich, als ich bei der Erklärung stockte, warum ich einen neuen Haarschnitt wollte. Er redete über New Orleans, Musik und Zürich. «Es ist eine großartige Stadt, aber wir haben hier ein heftiges Heroinproblem. Man sieht Leute, die einfach auf der Straße liegen, total weggetreten.» Ich schämte mich. Ich wollte zurück nach Hause. Als ich den Salon verließ, dankte ich Fenwick überschwänglich, dem einzigen Freund, den ich in diesen Monaten gefunden hatte.

Zu jeder Zeit, mit einem einzigen Anruf, hätte meine Familie mich aus dem Schlamassel gerettet, in den ich mich laviert hatte, doch ich rief nicht an. Ich dachte, da müsse ich allein durch. Ich selbst hatte mich in diese missliche Lage manövriert, und ich allein würde es zu Ende bringen, obwohl ich inzwischen vor Angst wie gelähmt war, dass es ein ziemlich böses Ende nehmen könnte.

Nora und Alaji tüftelten einen riskanten Plan aus für den Kofferaustausch auf dem Zürcher Flughafen, doch zum Glück tauchten die Drogen nie auf, die ich für sie transportieren sollte, und so schlitterte ich haarscharf daran vorbei, ein Drogenkurier zu werden. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis die Katastrophe passierte, und ich steckte bis über beide Ohren mittendrin. Ich wusste, ich musste schleunigst aussteigen. Als wir wieder in den Staaten waren, nahm ich den erstbesten Flug nach Kalifornien. Aus der sicheren Distanz brach ich sämtliche Verbindungen zu Nora ab und ließ mein kriminelles Leben hinter mir.